

Berliner Familien-Zeitung

Der Fluch des Telefons

Groteske von Egon H. Strassburger

Herr Blüchel war normal und gesund, bis er auf den Gedanken kam, sich ein Telefon anzuschaffen. Von diesem Tage an ergriff ihn langsam die Paralyse.

Herr Blüchel war besessenen von Glut, den Apparat anzuschaffen. Lieber ließ er sich ein bißchen, mühsam, festsitzend, diabolisch. Schon war er dabei, einen Zeigenschein zum Ankauf zu beschaffen, als ihm Jägerlein aufsprang. Seine Besessenheit dauerte oft Stunden. Wenn er den Hörer in die Hand nahm, knirschte er vor Vergnügen mit den Zähnen. Seine Nerven vibrierten, sein Herz schlug so, wie das Herz schlug, wenn der Geheime Rechnungsrat, Herr Z., den Kronorden vierter Klasse 1913 verliehen bekam.

Herr Blüchel hatte sein Telefon nicht nur im Herrenzimmer, sondern auch in der Küche, im Schlafzimmer und — — bei der Badkammer. Eines Tages, als er gerade badete, mußte er am Apparat so heftig lachen, daß er im Wasser ausrutschte und fast dabei ertrunken wäre. Mit Mühe und Not strampelte er sich empor, aber in der Hand hielt er noch fester den Hörer, sein Heiligum.

Da sich keine Bettin, Frau Blüchel, infolge dieses Telefons benachteiligt fühlte, verlegte sie die



Scheidung ein. Der Richter fand im Bürgerlichen Gesetzbuch zwar keinen Paragraphen, der dahin lautete, daß das viele Telefonieren ein Scheidungsgrund sei, aber Frau Blüchel erklärte, bei ihrem Mann sei das Telefon identisch mit einer Geißel.

„Möchten Sie sich“, forderte der Richter ihn auf, „äußern Sie sich, ob Ihre Gemahlin das Richtige getroffen hat.“

„Sie hat es“, jubelte Herr Blüchel, und er griff zum Apparat, um den Richter zu zeigen, was er habe, bei einer Frau weiß man das niemals.“

Der Richter wußte nicht, was er sagen sollte, er sah Herrn Blüchel nur mit Köden des Witzes an, und Herr Blüchel wurde geschrien, in dem Herr Blüchel diesen Griff nach dem Hörer zum Vorwand nahm, daß ihr Mann offenbar nicht mehr ganz richtig sei.

Von ging Herr Blüchel nach Hause und telefonierte acht Tage lang allen Bekannten und Unbekannten die Ansicht, er sei geschieden.

Das Herr Blüchel verdiente, ging in Telefonen gebühren auf. Er erklärte allen, die es wissen wollten oder nicht wissen wollten, die einen hätten den Hörer als Verleumdung, die anderen das Spiel der Frauen. Seine Sehnsucht sei das Telefon. Und merkten seine Freunde, daß ihm nur Rettung winken könne, wenn man ihm das Telefonieren abgewöhnen würde. In dieser Nacht



himmelte der Apparat, und Herr Blüchel wurde oft jäh aus dem Schlafe geweckt.

„Wie ich mich freue“, erklärte Herr Blüchel jedesmal, aber schließlich litt sein Schlaf und sein Herz unter den ständigen Glockenläuten der Nacht. Herr Blüchel wurde herzlos, und der Arzt empfahl ihm Kohlensäure in Form von Wasser. Der Arzt verbot ihm streng jedes Telefonieren, aber siehe da, an dem Mitteltelefonieren ging der gute Mann zugrunde. Auf dem Sterbebette hat Herr Blüchel seinen Arzt um ein Telefon. Man brachte ihm den Apparat, und er telefonierte zwei Tage lang, zwei Nächte lang nach Berlin.

Er telefonierte auch den Druckereibesitzer zwecks Bestimmung von Lobesgedichten, er besetzte tele-

phonisch den Beichenwagen und sagte seinen Freunden, wie man ihn begraben sollte.

Dann ließ er sich anziehen, ließ sich zum Bahnhofs fahren und in ein Coupé erster Klasse legen. Kurz vor der Ankunft am Anhalter Bahnhof hauchte er seinen Geist aus, der sich mittlerweile auf ein Minimum reduziert hatte.

Als er zu Hause aufgebahrt war, stellte man sein Telefon neben dem Sarge auf.

Da klingelte es, irgend jemand wollte ihn noch sprechen. Als ob die Glocke ippophoniert worden wäre, der Sarge erhob sich, die Augen öffneten sich, ein Wächler huschte über die weißen Zähne, dann sank er zurück in das Kissen.

Bei dem Anblick wurde sein Heide, der Unterleib war, ängstlich, und er befahl dem Diener, den Sarg sofort zuzumachen. Zur Verhütung aber, und um allen Eventualitäten vorzubeugen, nahm er bei

Gesichter im Nebel

VON NORMAN SPRINGER

(V. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Und doch ist das Gesicht uns nicht einmal so besonders freundlich gewesen, vermerken wir doch nicht den so kostbaren Magnetenstein zu entdecken, der uns alle nach diesem traurigen Winkel der Erde hinweg. Das Schicksal beschloß, daß wir warten müßten, bis die ebenernente „Cobalt“ ankäme.

Denn, lesen Sie, die Ueberlieferung der scharlachroten Schrift, die der Menge und würdige Smat nach Ihrem beklagenswerten Todebuch von nemem für uns herstellte, ging bei dem Schiffsbruch verloren. Wir glaubten zwar, eine treue Erinnerung des Schreibens in unserem Gedächtnis zu bewahren, hatten wir es doch häufig gelesen, aber es war ein Irrtum. Obgleich wir voller Eifer gesucht haben, vermerken wir den Umberreis nicht zu entdecken.

Wir haben auch dieses Schiff nach der Originalurkunde durchsucht. Doch wir konnten sie nicht finden. Die junge Dame hat uns mit großer Bereitwilligkeit über die Stelle informiert, wo sich das Schriftstück befindet; aber es gibt gewisse Gründe — „Ichi schielte nach Carew hinüber — „weshalb wir die Wahrheithaftigkeit von Mrs. de Moynes Erklärung nicht einer Probe unterziehen müßten.“

Unsere Hoffnung ist daher auf Sie gerichtet, mein lieber Mr. Blake. Sie sollen uns aufklären und die Worte der jungen Dame andeuten oder bestätigen. Wie fragen Sie hiermit: wo befindet sich das Wallfischfabrikers Schrift? Doch bevor Sie eine Antwort erteilen, möchte ich Sie mit größtem Ehrgeiz bitten, sich zu überlegen, daß das Schicksal zweifellos mit uns ist, und daß Sie die Jüngerin sich nicht der Gunst der Götter erfreuen. Klugheit gebietet, sich dem Schicksal zu fügen. Und bedenken Sie, meine liebe Mr. Blake, daß die Immunität der jungen Dame — nun sagen wir — in Bezug auf physische Ueberredungsstärke, sich nicht auf Ihre eigene Person erstreckt. Bewahren Sie es immer bitte in Ihrem Geiste, daß der Heilspiegel, den Sie bereits kennengelernt haben, aus den veränderten Dutzend Geirten, in deren Anwendung unser Moto geschahm ist, keineswegs der schmerzhafteste ist. „Ilo — wo befindet sich der Code?“

„Ilo — ausgesprochen!“ rief Carew. „Ilo — ausgesprochen!“ freilich nicht über den Wunschwort des Schicksals, wie der Japaner ihm geraten hätte. Er wußte, er mußte sprechen. Moto sah still und massierte seine tödlichen Finger, und Martin hatte gar kein Verlangen nach den Qualen, die diese Finger erzeugen konnten. Aber sollte er die Wahrheit sagen?

Er überlegte, ob nach wirklich Irischis Frage beantwortet und den anderen die Wahrheit entsprechend erzählt hätte, wo sich die Urkunde befände. Eine Sache bereitete ihm höchstes Entzücken — er entnahm Irischis Worten, daß nach vorläufiger vorbestimmungen sicher war. Das Beste war es schon, so entschieden er endlich, ihnen die Wahrheit zu sagen. Das würde Carew nichts helfen und konnte Klein-Billy keinen Schaden zufügen; denn der arme Billy war ja tot.

„Billy Corcoran hat den Code“, entgegnete er, „ich sah, wie er ihn gelassen ordcht in seine Tasche steckte.“

„Ab — wirklich“, rief Jochi aus. Er wechselte einen bescheidenen Blick mit Carew. „Welches Unglück! Genau das, was die junge Dame sagte.“ „Klein-Billy, he?“ fragte der Wilde Bob. „Schön, junger Mann, kampf du uns sagen, was aus dem verdammt unglücklichen geworden ist?“

Martin war fast von seinem Stuhle hochgehoben. Was! War denn Klein-Billy entkommen? Wußten Sie nicht was aus Klein-Billy geworden war? Ohne jeden Zweifel hatte Martin es als Tatsache angenommen, daß Klein-Billy tot war. Die ganzen Umstände und des Bootsmanns jetzigen Glaube hatten auch ihn überzeugt. Aber jetzt —

„Ich habe keine Ahnung, was aus ihm geworden ist“, erklärte er Carew. „Sie müßten's doch wissen. Als Sie gestern Nacht im Nebel an Deck kamen, hatte er die Wache.“

„Silfami!“ murmelte Carew. Dann zu Jochi: „Ich sage Ihnen, Doktor, der muß eine abbrechen.“

Entsch. Schere vom Schreibtisch und durchschnitt die Telefonischnur.

Schuldbrüden mit Spitterreinem Glas. Als ein großer Beschäftigter in der Unfallversicherung ist es zu begreifen, daß es wohl gelungen ist, Sicherheitsgefahr und Schuldbrüden technische, gewerbliche und industrielle Betriebe aus Spitterreinem Glas herzustellen. Das Glas wird zwar durch äußere Einwirkung, wie Stoß, Schlag usw., zerfallen, aber es zerfällt nicht. Abgesehen von der Vorzüglichkeit dieses Spitterreinem Glases als Schutz für technische Instrumente, Apparate usw. in Form von Schutz- und Sicherheitsgläsern für Berg- und Hüttenwerke, chemische Fabriken, Schleifereien usw. ist ein der wichtigsten Verwendungsbereiche das der Schutzbrillen. Bei Benutzung einer Schutzbrille mit Spitterreinem Gläsern sind Augenbeschädigungen durch Glas splitter so gut wie unmöglich geworden.

Gesichter im Nebel

VON NORMAN SPRINGER

haben und mit den anderen über Bord geschmissen. Wir pasten alle, die noch waren, außer diesem Burken hier, dem Blake. Sicherlich ist der Duldige erlöset und, ohne daß man ihn erkannt hat, in das Meer geworfen worden.“

„Nein, es waren nur drei Leute, und der Krüppel war nicht unter ihnen“, erwiderte Jochi.

Nicht wahr! Martins Herz schlug freudig. Dann lächelte Klein-Billy nach.

„Ja, er ist aber nicht auf dem Schiff“, versicherte Carew. „Er ist weder in Gefangenschaft mit der Bootsmannschaft, noch hier adern, noch sonst irgendwo im fahrenden verborgten. Das wissen wir. Wir wollen seine Zeit weiter verschwenden — er werden die Informationen auf andere Weise erhalten. Zufen Sie das Mädel herein. Vielleicht wird es ihnen verlässlichen Hodum dämpfen, wenn sie Frage ist, wie ihrem kleinen Kiebling hier etwas zuzusetzt wird.“

Er begleitete diese Bemerkung mit einem hoffnungsvollen Blick auf Martin, einem Blick nach vorne erwartung. Aber weder Blick noch Worte vermochten Martins erwachende Begierde hart zu beunruhigen. „In Gefangenschaft mit der Bootsmannschaft“, hatte Carew gesagt. Dann brauchte der Bootsmann gar nicht in das Dorspief einzutreten, er brauchte nur in den Schiffsraum einzudringen, um sich mit den Ueberlebenden der Mannschaft zu vereinigen, und das war eine ganz erhebliche Sache, wenn man nur drei niedergemetzelt hatte. Ja, der Bootsmann mußte bereits bei den Leuten sein. Er hatte sich bei dem Verfall, aus dem Schiffraum auszusetzen, an ihre Spitze gestellt. Und Klein-Billy war am Leben und frei!

Martin bemerzte seine Geistes in den Handgelenken und richtete sich gegen seinem Stuhl. Doch er erwartete sich im nächsten Augenblick von Tod der Kampfzettel zu hören und seine Freunde in der Kabine hülmen zu sehen. Schrecklich schaute er nach dem Bootsmann auf dem Tisch und wußte es sich zur Waffe. Jochi, da sein Herz wieder Hoffnung gesetzt hatte, konnte er diese Menschweiderer nur ihm verachten. Mit dieser der Hoffnung entflammenden Lippenfleck im Herzen würde er selbst allen Qualen Trost bieten, würde doch Hoffnung auf Kampf.

„Gehen Sie, klopfen Sie an die Tür und holen Sie sie heraus“, sagte Carew zu Jochi. Und zu dem schweigenden Moto fügte er hinzu: „All right, Moto, jetzt kommt du an die Reihe, mach dich fertig!“

XVII.

Zwei Männer und ein Mädchen.

Jochi klopfte leise an die Tür von Kapitän Dabnys Kabine. Die Tür öffnete sich eine Handbreit, und eine klare, scharfe Stimme forderte:

„Nun, was wünschen Sie?“

Das Glasgefäß, das Martin beim Klang der mutigen Stimme empfand, wurde nicht einmal durch das Bewußtsein gedämpft, daß der Folterfrucht Moto, die Finger bereit für Carews Befehl, hinter seinem Stuhle fand. Im Augenblick hatte Martin nur Augen und Ohren für seine Liebe.

„Meine teure Miß, wir würden es als eine ganz besondere Gunst betrachten, wenn Sie nur ein paar Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit spenden wollten“, sagte Jochi mit einer tiefen Verehrung gegen den Spalt in der Tür. „Wenn Sie Zeit des Blick über Gegenwart eine ganz kurze Zeit gewähren würden — dann können Sie sofort wieder zur Pflege des sehr ehrenwerten Mr. Dabny zurückkehren.“

Nach trat aus der Kammer heraus und schloß ruhig die Tür hinter sich. Dann blickte sie sich um und bemerkte Martin, der, die Arme auf dem Rücken, auf der Kante seines Stuhles saß.

„O Martin!“ rief sie.

Martin hielt den Atem an, während er ihren Blick erwiderte. Das Uebermaß an Gefühl rief ihm die Kehle zu, und sein Herz schlug heftig, halb vor Schmerz und halb vor Freude.

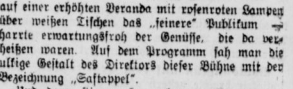
Sie war schön! Sie war herrlich!

(Fortsetzung folgt.)



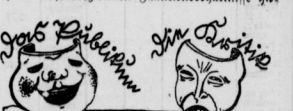
Aus einem nördlichen Gartenvariété

Ich kam an einem Sommerabend auf einer Wanderung ins nördliche Berlin. Die Umgebung beheimateten Berliner haben meist keine Ahnung, daß es auch im Norden schöne Gegenden gibt. Ein Angestarteter nicht an einen großen Park verleierte zum Eintritt. Am Kassenbüchlein mußten 50 Pfennige abgeliefert werden, dazu 10 Pfennige für das „Programm“. Es gab aber diesmal kein Konzert, dafür einen anderen Kunstgenuss: eine „Bunte Bühne“ mit Vorträgen und Theaterstücken. Die Bühne mit ihren selbstbewußten Brettern war in einer Gartenesche an der Straße aufgestellt, mit dem „Gedicht“ nach dem Garteninnern zu, um den Jungfrauen die Lustigkeit der Schaulust auf einen Tag zu bringen. Der Vorhang war dunkelblau, der Vorhang verfallenen, der ab und zu vom Winde gestäubelt wurde. Als „Orchester“ stand ein Klavier da, das sich unter den Händen des alsbald in Tätigkeit tretenden Kapellmeisters und Komponisten als arg abgeschliffen Rollen erwies. Aber das machte gar nichts, es hätte noch ein kleineres oder höchstens „berühmte Publikum“ — für eine der besten Familienmitglieder, junge Ehepaare mit unterbreitenden Kindern, der liebende Mann mit seiner Nianna, da wurden verteilt „Alleinstehende“ bedrückt. Das schieds, die Gesellschaft luden; zur Seite dieses an geliebten gebildeten Tischen stehenden Parketts.



auf einer erhöhten Veranda mit rotenrotten Kampus über weiches Licht kam der Publikum, der war für eine erwartungsvoll der Genüsse, die die Welt bieten konnte. Auf dem Programm folgte man die allfällige Geißel des Direktors dieser Bühne mit der Bezeichnung „Zallopel“.

Und dann trat nach mehreren „Wochen“ des Kapellmeisters das erste dramatische Werk. Es handelte von dem obligaten Brautjungfer, der zum Besuche seines in den Hüttenwesen lebenden Vaters nach Berlin kommt, wo bereits die obligate alte Lante das Bild des jungen Bräutigams für die doppelt gefärbte Glut über oder bald wieder hergeteilt. Und besagter Entel sich mit besagter Lante verlobt und das Brautjungfern beider jungen Liebenden — zwischen neunundvierzig und sechzig — in Aussicht stellt. Das Publikum war über dies doppelt Glut bei erfreut. „Dann kam ein „bunter Zeit“ mit saligen Couplets, „Erfolgsfragen“ und „reißigen“ Tänzen, der zu unangenehm Verdrigung und lauten Geknack Anlaß gab, besonders als der Wind unter das fönwiole kurze Wöschchen eine Tänzerin fuhr und ihr ein schlagfertiges „Gestempore“ entlockte. Der kapellmeisternde Komponist oder komponierende Kapellmeister — man konnte das nicht genau auseinanderbekommen — leitete aber zum abschließenden Traume, in dem die junge Frau zu ihrer eigenen Schwiegermutter und der Schwiegermutter zugleich zum Schwiegersohn seines neuen Schwiegerjüngers wurde. Es würde zu weit führen, diese verzwirnten Familienverhältnisse hier



näher auseinanderzulegen — genug: die Sache klappte wie im Neubaue. Das Publikum — ich eingeschlossen — jubelte.

Es braucht nicht immer das Staatsbrot zu sein.

H. v. d. L.

Unter Freundinnen

„Denke dir, Johanna: drei Tage nach unserer Hochzeit gewann mein Mann das große Los.“

„Ach, wie schönlich für ihn...“, rief die Frau zu mir!

„Sch. — Tag.“

Das Ende des bunten Trauertanzes!

Bei den letzten Modenvorführungen von London und Paris ist es allgemein aufgefallen, daß die Probierdamen der großen führenden Modenhäuser vielfach schwaige Seidenstrümpfe trugen. Es ist daher anzunehmen, daß in der kommenden Saison wieder schwarze Strümpfe getragen werden, wie es dem Rufkommen der Mode der bunten Strümpfe ähnlich war. Die feingewebten und englichen Strümpfabriken stehen im Begriff, sich dementsprechend umzustellen.